**FRAGEN SIE FLORENTIN SCHUMACHER**

## Was war für Sie der Pop des Jahres?

Einsam und nostalgisch klingt Olivia Rodrigo auf ihrem Herzschmerzsong „Drivers License“, der Anfang Januar erschienene Riesenhit dieses Jahres, mit dem die achtzehnjährige Disney-Darstellerin weltweit die Jahrescharts vor Superstars wie Weeknd und Dua Lipa anführt. Das passt prima, denn einsam oder zumindest allein und nostalgisch, das ist ja Ende des zweiten Corona-Jahres wieder der Grundzustand, ganz prima passt das also – die Klavierballade einer Verlassenen, die sich in eine unbeschwerte Zeit mit ihrem Boyfriend zurücksehnt, mit dem sie doch so viele Pläne hatte, während sie jetzt allein in ihrem Zimmer hockt.

Es gibt inzwischen Studien von Musikpsychologinnen darüber, wie sich das Hörverhalten mit Beginn der Corona-Pandemie verändert hat. Sie zeigen, was die Revival-Trends auf TikTok und die musikalisch ziemlich egalen, trotzdem gefeierten Comebacks (Abba) vermuten ließen: In sogenannten unsicheren Zeiten sehnen sich die Leute nach Bekanntem. Nichts anderes ist ja Nostalgie. Sie hören, erstens, tendenziell ältere Lieder und, zweitens, allgemein mehr vom Altbekannten. Noch ein Adele-Album, das klingt wie jedes Adele-Album zum Beispiel. Sie schauen Musik-Biopics (Aretha Franklin, The Notorious B.I.G.), in denen man noch mal hören und sehen kann, was und wen man schon kennt. Volle Konzerthallen, intensiv gelebte Künstlerleben. Ein Ersatzexzess.

In der Psychologie gilt Nostalgie als Notfallressource. Niedergeschlagenheit kann Nostalgie hervorrufen, Erinnerungen an bessere Tage, und die Nostalgie führt zu etwas weniger Niedergeschlagenheit. Wenn die großen innovativen Künstler (Frank Ocean, Kendrick Lamar) sich auch dieses Jahr mit keinem Song äußerten, wenn sich sowieso alles nach Pause anfühlt – warum dann nicht endlich mal das hören, was man schon immer mal (wieder) hören wollte? Was war eigentlich dieser legendäre Berliner Neunzigerjahre-Techno? Und wer diese Liz Phair?

Laut Spotify habe ich dieses Jahr nichts öfter gehört als einen 25 Jahre alten Song namens „Anemone“ der Neo-Psychedelic-Rockband The Brian Jonestown Massacre, der ungefähr so klingt wie eine sanft wogende Seeanemone ganz tief unter Wasser. Aber das ist noch nicht mal das Erschreckendste, dass ich jetzt offenbar die Gitarrenmusik alter langhaariger Männer gut finde. Wirklich Sorgen macht mir, dass mich am Ende dieses weichklopfenden Jahres der Erste-Liebe-Trennungssong einer Teenie-Popsängerin berührt.

Stellen Sie Ihre Fragen an FragenSie@faz.de.

Rotgesichts- oder Japanmakake beim Bad in einer heißen Quelle.
Foto ddp

**LEBEWESEN DES JAHRES**

# Rotgesichtsmakaken

*Von Cord Riechelmann*

Adam war kein Japaner. Adams Auftrag, als eine Art Ranger im planetarischen Garten zu fungieren, ausgestattet mit der besonderen Befugnis, seinen Schützlingen Namen zu geben, hat in der japanischen Mythologie keine Entsprechung. Woraus auch folgt, dass das Herrschaftsverhältnis des Namenspatrons gegenüber den Tieren und Pflanzen in der japanischen Geschichte nie so eindeutig hierarchisiert worden ist wie im Westen. In der buddhistischen Tradition werden die Beziehungen zwischen Menschen, Göttern und Tieren uneindeutiger und horizontaler gedacht als in Adams Garten. Man kann sich schließlich nie sicher sein, ob der rotgesichtige Affe, der einem die Hand hinstreckt, nicht die Reinkarnation eines womöglich im früheren Leben unlauteren Menschen ist. Insofern gehören die Affen Japans eher zu einem kulturellen Maskenspiel als zu einer von der Zivilisation getrennten Natur.

Auch deshalb nahm die japanische Primatologie einen anderen Verlauf und setzte andere thematische Schwerpunkte als in den westlichen Ländern. Die japanische Primatologie nahm aber auch ganz grundsätzlich eine Sonderstellung ein. Während die Zentren der nach dem Ersten Weltkrieg entstehenden Primatenforschung in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien in Ländern lagen, in denen Affen nicht heimisch waren, konnten die japanischen Forscher ihre Affen vor der Tür finden. Rotgesichts- oder Japanmakaken (Macaca fuscata) kommen mit Ausnahme der Insel Hokkaido in ganz Japan vor. Sie leben auch auf kleineren Inseln und besiedeln Berge bis in die Höhe von 3000 Metern. Im Hochland sind sie Schnee und Temperaturen von bis zu -15 Grad Celsius ausgesetzt, denen sie, wo sie es können, auch trotzen, indem sie stundenlang in heißen Quellen baden. Wenn sie die verlassen, ist es aber mit nassem Fell noch kälter, und dann helfen nur viel Bewegung und enges Zusammenrücken.

Verständlich also, dass sie lieber in großen als in kleinen Gruppen leben. Wie dieses Leben aber in den Gruppen von bis zu 200 Tieren organisiert und befriedet wird, war der Ausgangspunkt der japanischen Primatologie und ihres bis heute anhaltenden speziellen Interesses. Wobei es besonders amerikanische Primatologinnen wie Pamela J. Asquith und die Historikerin der Primatologie, Donna Haraway, waren, die die japanischen Besonderheiten herausarbeiteten und systematisierten. So hieß ein 1991 erschienener Sammelband einer amerikanisch-japanischen Forschungskooperation „The Monkeys of Arashiyama“, im Untertitel „Thirty-Five Years of Research in Japan and the West“. Ein Sammelband, der auch die thematischen Pionierleistungen der japanischen Forschung gut dokumentiert. So waren Japaner die Ersten, die konzentriert nach dem Verhalten nicht mehr reproduktiver Weibchen fragten, jener Tiere, die zu alt zum Kinderkriegen geworden sind und in der westlichen Primatologie bis heute kaum vorkommen. Überhaupt teilten die Japaner die westliche Ansicht nie, Verhalten vor allem danach zu befragen, ob es den Trägern einen Reproduktionsvorteil bringt oder nicht, also danach zu schauen, wer die meisten Kinder in die nächste Generation überträgt.

Die japanischen Forschungen interessierte das nur am Rande. Das passt zum Verhalten der Affen. Der Fortpflanzungssex ist streng saisonal, und die Paarungen beschränken sich auf den Herbst und Winter, gefolgt von einer Geburtensaison sechs Monate später. Da dieser Sex eher sachlich, sehr kurz vollzogen wird und die Affen zudem noch promisk sind, nimmt er im Leben der Makakengruppe zeitlich einen sehr geringen Anteil ein. In den matrilinear organisierten Gruppen, in denen die Weibchen mit Töchtern und Enkelinnen den Kern bilden, während die Männchen aus anderen Gruppen eingewandert sind, beschäftigen sich die Weibchen aber das ganze Jahr über miteinander. Und diese Beziehungen basieren über die Verwandtschaft hinaus auf „gegenseitiger sexueller Anziehung“, wie Paul Vasey schreibt. Einen evolutionären Anpassungswert hat dieses variantenreiche Verhalten nicht, nimmt aber trotzdem mehr Zeit in Anspruch als der Fortpflanzungsakt.

**ECHTZEIT**

# Das Jahr, in dem ich Belarus verließ

*Von Iryna Herasimovich*

Vom Autogeräusch und Scheinwerferlicht am Fenster werde ich schlagartig wach. Erst nach einem Moment weiß ich es wieder: Ich bin in der Schweiz. Hier braucht man keine Angst zu haben, dass eins von den in der Nacht vorbeifahrenden Autos vor deinem Haus hält und dass du dann von Sicherheitskräften abgeholt wirst. Aber mit dem Beginn der Arbeit an diesem Text erinnert sich mein Körper daran, wie es ihm in dem belarussischen Dorf ergangen war, in dem ich den letzten Winter verbrachte, weil ich mich im angespannten Stadtraum von Minsk nicht mehr zu Hause fühlte.

Eigentlich war dieses Jahr für mich das Jahr der Flucht, auch wenn ich mich gegen diese Benennung noch immer wehre. Dass der Schatten des Diktators so eine Macht über mich gewinnen konnte, dass ich mich gezwungen fühle, nach neuen Orten zu suchen, an denen meine Arbeit möglich ist, an denen ich selbst möglich bin!

Mit jedem Monat wurde der Raum, in dem man sich als Kulturschaffende in Belarus bewegen konnte, enger. Als Übersetzerin war ich zum Glück in dieser Zeit nie nur im belarussischen Raum, aber auch das fühlte sich zunehmend gefährlich an.

Irgendwann beschließe ich, nur das zu sagen und zu schreiben, was ich nicht bereuen würde, wenn ich dafür im Gefängnis lande. Ist dieses Kriterium tragbar, kann man so was im Voraus wissen? Werde ich es zum Beispiel bereuen, „Furcht und Elend des Dritten Reiches“ von Bertolt Brecht für „Kupalaucy“ übersetzt zu haben, eine unabhängige Gruppe von Schauspielerinnen und Schauspielern, die im Sommer vergangenen Jahres das Nationale Akademische Janka-Kupala-Theater aus Protest verlassen haben?

Es ist Frühling 2021, zum ersten Mal bin ich damit einverstanden, dass mein Name wie auch die Namen der anderen aus dem Aufführungsteam nicht genannt wird. Im März, am Tag der Premiere auf Youtube, gibt es über 30 000 Zuschaltungen.

Der Anruf von A. wenige Tage später fügt sich auch in die Szenen von Brecht. A. ist erfahren und belehrt mich, mein Archiv zu sichten: Stell dir vor, es ist 1941, dann weißt du, was du behalten und was lieber vernichten sollst. So übe ich den Blick der Anderen, die ungefragt das Interesse an meinem Archiv haben könnten, und verbrenne im Ofen einiges, was ich vor diesem Blick retten will.

Als ich ein paar Wochen danach in Minsk mit Künstlerfreunden zusammensitze (gerade erfolgreich den Patrouillenstreifen entkommen, den jungen Männern in olivfarbener Uniform, die sich selbst sichtlich gut gefallen in der neuen Rolle, jeden und jede auf der Straße zu kontrollieren), stellen wir fest, dass wir alle unsere Tipps haben, wie man den Blick der Anderen überlistet, wie man ihm entgeht, wie man das Wertvolle vor ihm versteckt. Wie sehr dieser fremde Blick den eigenen überschattet!

Der Abend mit den Künstlerfreunden wird mein letzter Abend in Minsk in diesem Jahr sein. Am nächsten Tag fliege ich in die Schweiz für einen Arbeitsaufenthalt im Übersetzerhaus Looren. Ein paar Wochen später kann ich meinen Augen gar nicht glauben, als ich die Nachricht über die gezwungene Flugzeuglandung lese. Die Realität überbietet jede Fantasie. Du gehst jetzt doch nicht zurück? Die Frage höre ich von meinen Schweizer Freunden, die Frage stelle ich mir selbst. Es dauert nicht lange, bis die Antwort „nein“ feststeht.

Es wird noch ein paar Monate dauern, bis ich mich in dieser neuen Situation auch innerlich einfinde. Ich müsse mich an so vieles gewöhnen, sage ich zu M., die in Belarus geblieben ist. Sie behauptet, in Belarus gäbe es inzwischen viel mehr, woran ich mich hätte gewöhnen müssen. Das glaube ich ihr sofort, jeden Tag hört man von den neuen Brüchen in der belarussischen Realität, die den Verstand zum Versagen bringen.

Wie kann man sich zum Beispiel einen Begriff von den Menschen machen, die an der belarussischen Grenze gestrandet sind? Ist das Ausdruck der eigenen Frustration, wenn Belarussen unermüdlich in sozialen Netzwerken diskutieren, ob diese Menschen selbst schuld seien, dass sie sich von dem Diktator haben betrügen lassen, ob sie aus wirtschaftlichen Gründen oder vor „wirklicher Gefahr“ fliehen würden. Vielleicht wären solche Fragen unter anderen Umständen sogar legitim, aber sicher nicht, wenn Menschen in den Grenzwäldern zu Tode frieren. Menschen, die an einem Ort sind, wo man sie nicht haben will. Dies gilt auch für viele Belarussen, im In- und Ausland. Ich kann mich glücklich schätzen, denn so willkommen wie im Übersetzerhaus Looren oder an der Universität Zürich habe ich mich selten gefühlt. Für das, was meine Kollegen und Freunde hier für mich machen, ist „Solidarität“ in meinen Augen ein viel zu kaltes Wort, viel eher würde Fürsorglichkeit passen: unpathetisch, sensibel, tätig.

Derzeit bin ich wie viele meiner Landsleute in zwei Realitäten gleichzeitig, was für Spannungen sorgt, aber vielleicht auch eine Chance bietet. Jetzt ist der belarussische Kulturraum notgedrungen in den gesamteuropäischen Kontext implementiert, vermischt sich da mit den anderen. Vielleicht ist diese dunkle Zeit der Beginn einer neuen, in der man ganz selbstverständlich von Belarus als einem unbestrittenen Teil Europas sprechen wird.

Iryna Herasimovich ist Übersetzerin, Kuratorin und Lektorin.

FORTSETZUNG VON SEITE 37

# Was wir dem Jahr 2021 übel nehmen

Schiffe, die Ever Given heißen und zu groß sind für die Schifffahrtswege, die sie passieren.

Toxische Männer im Reality-TV (zum Beispiel Mike Cees-Monballijn in Sommerhaus der Stars).

Die sieben Feldhasen, die im Festungsgraben auf dem Erfurter BUGA-Gelände den gesamten Kohlrabi abgefressen haben.

Dass Berliner Intellektuelle jetzt immer in die Uckermark fahren müssen, um sich überhaupt mal zu treffen.

Dass es immer zu spät ist, in Bitcoins zu investieren, und dann doch nie zu spät gewesen wäre.

Den gigantischen Stromverbrauch von Kryptowährungen.

Sally Rooneys Israel-Boykott.

BDS insgesamt.

Dass der französische Soziologe Didier Eribon den Schriftsteller Michel Houellebecq bei jeder Gelegenheit einen „Faschisten“ nennt.

Dass man erst erbärmliche Chatprotokolle öffentlich machen musste, damit sich Sebastian Kurz angeblich ganz aus der Politik zurückzieht.

Dass die Serie zur „Ibiza-Affäre“ gefeiert wurde – es aber kaum jemanden interessiert, dass dem Drahtzieher des berühmten Ibiza-Videos, Julian Hessenthaler, in Österreich ein Drogenprozess mit zweifelhaften Zeugen gemacht wird.

Dass die Regierung in Belarus in ihrem Kampf gegen die EU Menschen auf der Flucht einsetzt und im Grenzgebiet zu Polen in den Tod treibt.

Lukaschenko.

Falsche Ausgewogenheit.

Narrative.

Den Tod von Michael K. Williams.

Omikron und mögliche weitere Buchstaben des griechischen Alphabets.

Meta.

Den Begriff der „Impfmüdigkeit“.

Überhaupt: Dass es auch in diesem Jahr wieder so viele Neologismen gab, die metaphorisch so unglücklich waren wie inhaltlich: den Brückenlockdown. Die Bundesnotbremse. Den Impfdurchbruch.

Dass der Bundestag mit 739 Abgeordneten noch mal größer geworden ist und eine Wahlrechtsreform blockiert wird.

Dass die Ampel umstandslos die Ampel genannt wurde und nicht etwa Panafrika.

Dass die neue Regierungskoalition, die so viel Aufbruch und Modernisierung versprach, sich am Ende vor allem darauf einigen konnte, was alles nicht verändert werden darf: das Tempolimit, die Steuersätze, die Neuverschuldung.

Dass der Verleger Dirk Ippen die Enthüllungsgeschichte seines Investigativteams über Machtmissbrauch bei Springer verhinderte.

Dass der Springer-CEO Mathias Döpfner trotz seiner Verunglimpfung aller Journalisten vom Bundesverband Digitalpublisher und Zeitungsverleger im Amt bleiben konnte.

Dass auch in diesem Jahr „der bundesweite Tag der Suppe“, der „Welttoilettentag“ und der „Internationale Männertag“ auf den 19. November fielen.

Das Geräusch von Popits.

Abgesagte Konzerte.

Dass die Kohl-Witwe Maike Richter einfach nicht einsehen will, dass Entschädigungsansprüche nicht mal vererbbar sind, wenn der Empfänger Helmut Kohl heißt.

Dass IOC-Präsident Thomas Bach nach einem Videocall mit der chinesischen Tennisspielerin Peng Shuai, die seit Anfang November als verschwunden gilt, nachdem sie einen Spitzenpolitiker des sexuellen Übergriffes beschuldigt hatte, verkünden lässt, die Athletin sei wohlauf und sicher.

Diverse Kandidaturen von Friedrich Merz.

Diverse Kandidaturen von Norbert Röttgen.

Was aus Punk geworden ist.

Dass Osman Kavala immer noch in Haft ist.

Dass Zhang Zhan immer noch in Haft ist.

Schon wieder Homeoffice.

*anvo, jia, kkr, nvg, pek, priz, stau, tob*